

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Freyer.

1.

Am einem Abend des Jahres 1890 erregte ein sonderbares Fuhrwerk die Aufmerksamkeit der Passanten im verkehrsreichen Westen von Berlin. Ein Handwagen mit Bretterwänden, der vollgepfropft mit allerlei Gerümpel war, aus dem ein Modellierbod seine drei Beine in die Luft streckte, um das Herabrutschen der Gipsbüste einer Venus zu verhindern, wurde von einem schwächlichen, jungen Mann, Mitte der Zwanzig, gezogen, der als Laterne eine Papierdüte trug, in die man ein Licht gesteckt hatte. Hinten schritt der ältere Genosse, der, in der Linken eine kleine Petroleumlampe haltend, mit der Rechten kräftig nachhals, sobald der Deichjellenker schwach zu werden drohte.

Der große Oktoberumzug war im Gange, und so mußten sie sich wiederholt an riesigen Möbelwagen vorbeiwinden, aus denen noch kurz vor Loresschluß die letzten schwereren Stücke in die Häuser getragen wurden. Namentlich in der Potsdamerstraße, wo das Leben gewaltig brandete und die Pferdebahn alle Augenblicke ihre Warnungsklingel ertönen ließ, war das Reiten des Gefährtes mit einer gewissen Gefahr verbunden, die durch das ungewohnte Amt des Führers noch erhöht wurde. Wenn sie sich dann glücklich wieder seitwärts an der Wördichwelle des Bürgersteiges befanden und einige Augenblicke anhielten, um Luft zu schöpfen, kamen sie sich mit ihren Gabeligkeiten wie verkrümelte vor beim Anblick der glänzenden Möbel, die noch umherstanden, bevor kräftige Arme sie verschwinden ließen. Sobald dann die Träger die bleiche Venus erblickten, die, aufgepflanzt und von Stricken gehalten, mit ihren leeren Augen das Licht der Laternen auffing und das einzig Wertvolle bei diesem Wohnungswechsel zu sein schien, fielen derbe Witworte, die auch die Heiterkeit der Vorübergehenden erweckten. Die Damen musterten die Gruppe und vergnügten sich lächelnd daran, was Lorensen, dessen noch milchbärtiges Gesicht von dem Lichtstumpf rötlich beleuchtet wurde, Veranlassung gab, seine breiten, gesunden Zähne zu zeigen und ihnen vertraulich zuzunicken, als gehörte er eigentlich in ihre Gesellschaft und hätte sich heute nur einen Zug gemacht, den Ziehhund zu ersetzen. Trotzdem er sich auf den ersten Blick als der Bartere von beiden erwies, war er doch der Redere, sozusagen der Himmelsstürmende, der den Lorbeer bereits in der Tasche hatte und die bewundernde Welt zu seinen Füßen sah. Gleich einem Kastelbinder trug er die Krempe des weichen Filzhutes weit heruntergestreift, weil er das Bedürfnis gefühlt hatte, sich hier, wo die Ateliersgänger zu Hause waren, ein wenig unkenntlich zu machen.

Kempen war straffer und unterlehter, mit seiner Ruhe im schon vollbärtigen Gesicht mehr der Gegensatz zu der Lustigkeit des andern, der um Worte nie in Verlegenheit geriet und gern schwatzte, wo es eigentlich gar nicht notwendig war. So wurde Lorensen auch jetzt wieder lebhaft, als sie in die Steglitzer Straße einbiegen wollten, wo ihr Dach ihnen winkte; er blieb aufs neue stehen, so daß der Wagen einen Knack bekam, und wischte sich unter dem gelüfteten Hut den Schweiß von der Stirn, wobei eine Fülle hellblonden Haares sichtbar wurde; denn nicht nur die Anstrengung hatte ihn warm gemacht, sondern auch der milde Abend, der noch nichts von der Kühle des Herbstes verriet. Während des ganzen Tages war Berlin von der Sonne des Spätsommers durchzogen gewesen, deren Abglanz noch immer von den Mauern der riesigen Steinkästen ausgehüllt wurde, so daß der Dunst zwischen den Häusern lag. Lichtnebel wogte in der Ferne, der wie ein Niederschlag der ewig rastlosen, dampfenden Stadt sich mit den Menschen fortbewegte, gleichsam wie von ihnen mitgeschleppt.

„So tread doch man weiter,“ sagte Kempen unwillig. Solange sie unterwegs waren, hatte er in seiner Verschlossenheit immer dasselbe geknurrte, weil ihm die Glocke der alten Lampe Sorge machte. Sein grauer Hut sah ihm wie ein Fetz auf dem Kopfe und paßte nicht recht zu dem kurzen schwarzen Rock, der ihm etwas Schulmeisterliches gab.

„Ja, das sagst Du so, Herrmann,“ fiel der andere mit

seiner holsteinischen Gemütlichkeit ein und setzte ihm auseinander, daß seine rechte Schulter durch den Strick bereits weich wie Ton geworden sei. Ganz unten auf dem Wagen lag eisernes Rüstzeug, dessen Schwere sich besonders fühlbar gemacht hatte. Blöcklich fing Lorensen an zu blasen, denn die Papierdüte ging in Flammen auf und erregte das Wohlgefallen einiger Jungen, von denen der eine lustig „Groß-Feuer“ rief. Vergerlich, mit verbrannten Fingern, ließ er den Lichtstumpf zur Erde fallen und trat die Flamme aus.

„Das hast Du wieder mal gut gemacht! Guck doch nicht so viel nach den Mädels,“ brummte Kempen aufs neue und richtete die Venus wieder in die Höhe, die sich allmählich auf die Nase gelegt hatte. Hinten fielen Blechgefäße heraus, die mit einem Hallo von der hilfsreichen Jugend aufgehoben wurden. Schon wollte man ohne Laterne weiterfahren, als sich drohend ein Schutzmann nahte mit jenem berühmten Griff nach dem Taschenbuch, der den Schrecken aller Kutscher bildet. Kempen setzte ihm ihr Bech auseinander und holte zugleich zehn Pfennig aus seinem Portemonnaie hervor, die er Lorensen zu einem neuen Licht gab, denn dieser verfügte niemals über Geld, weil er leichtsinnig veranlagt war und daher dem stets nüchternen und sparsamen Hamburger die gemeinsame Kasse überlassen mußte. Hurtig hatte sich Lorensen den Strick von der Schulter gestreift und suchte mit den Augen nach einem geeigneten Laden, innerlich erobert über die Knidrigkeit des Freundes, denn gern würde er gesehen haben, daß er ein größeres Geldstück empfangen hätte, um rasch seinen Durst durch ein Glas Bier zu löschen, wie er es bei ähnlichen Gelegenheiten zu tun pflegte.

Ein halbwüchsiges Mädchen aus der Schar der Neugierigen erbot sich, ihm gefällig zu sein. Flugs legte sie ihr Paket auf den Wagen und eilte fort, um schon nach wenigen Minuten wieder zur Stelle zu sein. Aufgeweckt wie ein frühfluges Berliner Volkstuch, hatte sie sich sofort eine durchsichtige Düte geben lassen und überreichte Lorensen die neue Laterne fix und fertig, die er nun vergnügt in Brand setzte, wobei er das hübsche, frische Gesicht der Kleinen mit den Augen des Künstlers betrachtete.

„Du bist ja mal 'n nettes Ding,“ knurrte Kempen mit seiner höchsten Liebeshöflichkeit und musterte sie ebenfalls, aber mit reinerem Blick als der andere, der in jedem hübschen Gesicht nur das Modell sah und alles, was dazu gehörte. „Wie heißt Du denn?“ fügte er mit harmloser Neugierde hinzu und opferte ein zweites Streichhölzchen, um den Tabakskrest in seiner kurzen Holzpeise zu entzünden.

„Alara Munk,“ erwiderte sie und machte einen leichten Knicks, was sich wie einstudiert ausnahm. Und als sie mit geschärftem Blick sofort erfaßt hatte, daß sie hier keine gewöhnlichen Arbeiter vor sich habe, sondern bessere Leute, die auf alle Fälle Bildung besaßen, ließ sie lächelnd die Frage los, ob sie dem „Herrn“ vielleicht die Lampe abnehmen und ein Stück Weges tragen dürfe. Sie würde es gern tun und habe Zeit, wenn es nicht gar zu weit wäre. Etwas wie Bedauern sprach aus ihren Zügen darüber, daß diese beiden Männer noch spät am Abend sich so quälten mußten.

„Daß sie, Herrmann, sie bringt uns Glück,“ sagte Lorensen lachend und spannte sich wieder an die Deichsel. „Man jut, daß uns kein altes Weib über'n Wej jeloosen is.“ Manchmal suchte er etwas darin, die Sprechweise des niederen Berlinerers anzuwenden, was sich in seinem singenden Tonfall sehr merkwürdig anhörte.

„Wui, wie gewöhnlich spricht der,“ dachte die Kleine und wurde schwankend in ihrer besserer Meinung. Erst Kempen, der in gut gewähltem Hochdeutscher dankend die Begleitung annahm und ihr die Lampe reichte, stimmte sie wieder um. So bogen denn alle drei links um die Ecke, dem stilleren Teil der Steglitzer Straße zu, der in der Nähe der Eisenbahn liegt. Es war nicht mehr weit bis an ihr Ziel; schon nach fünf Minuten machten sie vor einem Durchschnittshause Halt, das aus älterer Zeit stammte und weder Balkon noch Erker zeigte. Da es bereits auf zeitig ging, so griffen sie kräftig zu, um ihr Eigentum in das vierte Stockwerk hinaufzutragen, wo sie bei einer Witwe ein großes zweifertiges Zimmer gemietet hatten. In dem breiten, ausgefahrenen Torweg standen Bewohner des Hinterhauses, die von der Abendluft noch nippen wollten. Lorensen nahm die Venus vom Wagen, drängte sich



## Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Heide.

19.

Eines Sonntagvormittags im Spätherbst sah Jürgen auf seiner Sofabank.

Vor den Fenstern draußen sah man gelbe Stoppeln, schwarze Akerfurche und trockenes Gras.

Seine Augen wandten sich dem Bilde des Lehrers seiner Jugend zu, das über dem Balken am Bette hing. Er erinnerte sich des ärmlichen Pulkes, von dem aus er zu ihnen gesprochen hatte und sah ihn lebhaft vor Augen in seinem ärmlichen, grau-melierten Anzug, wie er mit den groben, rothnochigen Händen gestikulirte. Und was ihm vor allen Dingen unvergänglich schien, war der Ausdruck seiner Augen, war der Widerhall, den seine Worte in Jürgen's eigener Brust erweckten, die ihm die unumstößliche Gewißheit gaben, daß es etwas gäbe, das nicht mit Händen zu greifen sei und doch existiere. Und das das Feinste und Herrlichste von allem sei . . .

Und gerade das war es, was er so gern die anderen gelehrt hätte. — Ob er mit zu großen Erwartungen hier hinausgekommen war? — Jedenfalls fühlte er, daß der einsam wird, der die Dinge nach seinem eigenen Ermessen einschätzt. Die großen Namen der Geschichte kennen, in Verbindung stehen mit dem Geist der Zeit und der ganzen Kette der Entwicklung und des Fortschritts hier draußen, wo man nur mit Scheffeln und Tonnen maß, — hier ward es bald stille im Herzen und Hirn. Es machte einsam, dergleichen für sich allein zu haben. — Bisweilen konnte ihm wohl die Sehnsucht nach Gesellschaft kommen, aber dann wieder war es ihm, als berge gerade diese hoheitsvolle Stille doppelte Freude.

Was immer geschah, so hatten doch er selber und Marie einen Fonds, den ihnen niemand rauben konnte. . . .

Lärm und Geschrei unterbrachen seinen Gedankengang und gaben demselben eine andere Richtung. Er beschäftigte sich mit den Kindern und begann mit ihnen zu spielen.

Dann ging er hinaus ins Moor, wo auf dem tiefergelegenen Boden die Frucht erst spät gereift war. Bald darauf lehrte er eilig zurück und sagte, daß das Korn jetzt sofort auf der Stelle herein müsse, jetzt sei es trocken und gerade so, wie es sein müsse. Anders war sofort bereit. War Jürgen in sich gekehrter und ruhiger geworden, so war der Alte dagegen jetzt um so lebhafter. So wie das Vieh sich im Felde ermuntert, wenn es im Frühjahr hinausgelassen wird und die Ketten fallen, so schien auch Anders jetzt das Freiluftleben zu genießen. Und aufrechter war er geworden, gleichsam als sei er trumm gefroren gewesen dort drinnen im Abnahmezimmer und richtete sich jetzt auf im Sommersonnschein.

Drei Fuhrer brachten sie heim von der Moorparzelle, so schnell, wie die Ochsen nur immer den Wagen durch die Dünen zu ziehen vermochten und hätten die Frucht beinahe nicht unter Dach gebracht. Zulezt mußten sie sie in alle möglichen Ecken und Winkel stopfen, die eigentlich gar nicht dafür bestimmt waren. Anders schwikte, daß das Wasser in hellen Tropfen niederrann; er stampfte und stopfte mit den Armen und den mit Leder umwickelten Strumpffüßen und war so recht in seinem Element in all der Fülle des raschelnden Stroh's und der vollen Aehren.

Und als sie dann fertig geworden waren und eine Weile die Zeitungen studiert hatten, stand Anders auf, zupfte Jürgen am Ärmel und machte ihm mit den Augen Zeichen, daß er ihm folgen solle.

Ajesten wandte den Kopf wie ein Vogel.

Als sie ins Abnahmezimmer hineingekommen waren, begann Anders: „Es war nur . . .“ er hielt inne und horchte, schritt zur Küchentür, öffnete sie und entdeckte Ajesten, die dicht dahinter stand. „Bleib Du doch bloß mit Deinem Schnabel davon!“ sagte er.

„Es ist nur ein bißchen Geld,“ fuhr er leise fort und öffnete dabei einen kleinen, verschlossenen Säckel. „Aber warum sollen die Frauenzimmer ihre Nase in alles hineinstecken. — Hier müssen sechsundachtzig Kronen sein — und nicht wahr, das ist doch auch Geld. Der Termin steht vor der Tür, und Marie ist wohl auch bald wieder so weit und so folgt immer eins aufs andere . . . Geld kann man immer gebrauchen. Und der Kleine Anders trägt ja doch auch meinen Namen — — und so —“ Er schob Jürgen das Geld hin, der sich leise und innig dafür bedankte.

„Ach, wir haben ja doch alles gemeinsam — wir haben ja doch alles zusammen, Jürgen . . . und dann wollen wir hierüber kein Wort weiter verlieren!“ —

Im Laufe des Nachmittags ging Jürgen einmal hinaus. Es war ja Sonntag. Einstmals hatte das Leben vor ihm gelegen wie ein einziger, herrlicher Sonntag, der ihm viel prächtige Dinge darbiete. Aber man konnte nicht immer im Sonntagsstaat einhergehen. Wer dort lebte, wo die großen Fortschritte und die Volkserweckungen vor sich gingen, dem mußte das Leben wie ein einziger Festtag erscheinen. Diese historischen Augenblicke waren wie die Abschnitte eines Gottesdienstes, der das Volk dem Himmel näher brachte! — Einstens war es ihm gewesen, als wenn auch er die Erlaubnis haben sollte, hier mitzuwirken . . . aber — ja, es gab Stellen hier im Lande, wo derartiges vor sich ging, — aber hier hinaus reichten nicht einmal die Klänge der nächsten Dorfkirchenglocke, wenn es zum Sonntagsgottesdienst läutete.

durch und schritt als erster die etwas unsaubere Treppe hinauf, die von zirkenden Gasflämmchen nur schwach erleuchtet war. Die Schönheit mußte voran getragen werden, das leuchtete ihm ein. Ein altes Weib, das er mit der weißen Larve erschreckt hatte, lachte hinter ihm her. Dann hörte er, wie oben eine helle Kinderstimme rief: „Mutta, die Künstler kommen!“

Frau Lemke, eine kleine Person mit breiter Taille und aufgeschwemmten Zügen, aus denen aber gutmütige Augen sprachen, stand mitten in der erhellten Flurstube und begrüßte freundlich die neuen Mieter; aber schon beim zweiten Gange der Freunde wurde sie mißtrauisch, denn vergeblich wartete sie auf Koffer und Kisten. Und als darn Kempten wiederum beladen die Stufen nahm, hörte er sie durch die offene Tür mit Lorensen feisen: „Nein, nein, das geht nicht! Wenn Sie keine Sachen haben, dann kehren Sie nur gleich um. Sie wollen wohl einen Stall aus meiner Wohnung machen? Wenn ich das nur geahnt hätte!“ Sie hatte erst jüngst schlimme Erfahrungen mit einem Möblierten gemacht, und so schüttete sie rücksichtslos ihren Merger aus. Schon, als sie zum Fenster hinauslag, war sie verwundert darüber, daß diese Herren wie die Knechte ihren Wagen selbst schoben und statt der Herrlichkeiten Lumpen und Eisen mit sich führten.

„Aber erlauben Sie mal, beste Frau,“ mußte Lorensen laut auf. „Das verstehen Sie nicht, hier steckt enormer Wert drin. Unsere Modelle sind unbezahlbar. Die Büste allein kostet hundert Mark. Warten Sie nur erst ab.“ Er schnitt gern auf, und so versuchte er, sie mit seinen Worten zu betäuben, die endlich in dem Saße gipfelten: „Wir haben eine Zukunft, liebe Frau, eine große Zukunft!“

Mara Munk's helle Stimme klang dazwischen: „Aber das sind ja Künstler, das müssen Sie doch sehen. Die sind anders wie gewöhnliche Menschen.“ Ohne erst viel zu fragen und als verstünde es sich von selbst, hatte sie wader Hand mit angelegt und hinaufgetragen, was ihre schwachen Arme vermochten.

„Gehörst Du vielleicht auch dazu?“ fiel ihr Frau Lemke spöttisch ins Wort.

„So halb und halb,“ erwiderte sie lachend.

Lorensen blickte auf, konnte aber nicht mehr fragen, denn Kempten kam und beruhigte Frau Lemke, indem er ihr mit seiner trockenen Würde auseinandersetzte, daß sie durchaus nichts zu befürchten habe. Sie seien anständige und ehrliche Leute, die zwar keine Reichthümer besäßen, aber doch so viel verdienten, um eine brave Frau nicht schädigen zu brauchen. Und um seinen Worten Nachdruck zu verhelfen, zählte er ihr sofort die Miete in harten Talern auf den Tisch; dann bat er, ihnen für heute etwas Petroleum abzulassen, damit sie ihre Lampe füllen könnten. Und um ihr Zimmer brauche sie nicht zu fürchten; es seien ganz reinliche Dinge, die sie hier trieben, dafür bürgte er. Sie würde sich bald überzeugen, daß sie sehr gut mit ihnen auskäme, denn sie wollten nichts umsonst haben.

Sein gefektes Wesen, das dem des andern so sehr widersprach, gefiel ihr, und so strich sie vergnügt das Geld ein, was ihr im Augenblick die Hauptsache war; dann hatte sie wieder freundliche Worte bereit und erfüllte sofort die kleinen Wünsche der Seiden.

„Na, und Du?“ knurrte Kempten das Mädchen an, als die Wirtin hinaus war. „Was sind wir Dir denn schuldig?“

„Freundliche Behandlung,“ erwiderte sie lachend, wobei ihre Zähne blühten.

Er wollte ihr einen Nidel schenken, sie aber dankte mit den Worten, daß es gern geschehen sei.

„Na, dann s'her Dich nach Hause,“ brummte er, ohne es böse zu meinen.

Die Tür stand noch offen, und so nahm sie ihr Paket und wollte hinausfliehen. Lorensen jedoch hielt sie zurück. „Nimm doch einmal die alte Schute vom Kopf,“ rief er ihr zu, und als sie ohne Biererei seinen Wunsch erfüllt hatte und nun lächelnd den Hut mit den roten Bändern hin und her schwenkte, ritz er seine blauen Augen, die sonst immer etwas müde unter den Lidern lagen, groß auf. Er sah einen schön gewölbten Scheitel, der sich in dem Glanz der saftigbraunen Haare wiegte, das zusammengeknotet üppig über den Nacken fiel. Kleine, anliegende Ohrmuscheln leuchteten zart auf diesem dunklen Grunde, und die Lippen unten drängten sich nur wenig hervor, zerfloßen fast in der weichen Fülle des schlanken Halses. Die Nasenflügel waren vielleicht etwas zu breit, aber sie stimmten zu den vollen Lippen des prachtvoll geschnittenen Mundes. Ueberall die feuchten Linien der knospenden Jugend, die aus dem Frühling in den Sommer hineinwächst.

(Fortsetzung folgt.)



Hier war das Orgelgebräus des Meeres und eine bleifarbene Himmelswölbung, und hier war ein blühender Teppich von Heidekraut, um darauf zu knien, — aber ein Chor innerlich bewegter, menschlicher Stimmen, der war hier nicht.

Ja, dann gab es noch Zugvögel hier, denen das Auge folgte und die Gedanken ebenfalls, bis sie weit, weit hinten am Horizont verschwanden. Jetzt im Spätherbst schwebten sie unter der Himmelswölbung dahin, flogen zum einen Kirchenfenster hinein und zum anderen wieder hinaus . . .

Als dann Jürgen wieder in sein Zimmer hineintrat, fühlte er, wie fest der Boden unter seinen Füßen sei; über diesem festen Grund wölbte sich die kleine Kirche des eigenen Heims, und das helle Jauchzen der Kinder klang wie die Gloden eines Gottesdienstes voll Sonntagsfrieden.

20.

Wenn die Zugvögel in den Lüften dahergefegelt kamen, über die braunen Moore und die weißen Sanddünen flogen, dann hoben die Dünenbewohner ihre Augen auf zu den geflügelten Wesen, die so leicht durch das Dasein glitten. Sie zeigten sich als undeutliche Punkte ganz in der Ferne, schossen vorwärts in punktierten Winkeln und Dreiecken, die sich auf dem blauen Himmels hintergrund auflösten und von neuem bildeten.

Der Dünenbewohner lauschte den Lauten der ziehenden Vögel, die langsam in der Luft erstarben und horchte auf das Flügelrauschen über seinem Haupte. Er starrte nach dem Punkte am Horizont, wo die Scharen aufstauhten und verschwanden. Dann suchte sein Blick das Kragesche Haus, als erwarte er von dorthier irgendeine Botschaft.

Oft trat er ans Fenster oder an die Luken, um hinauszuschauen, wie die Vögel stetig weiterzogen, und die Abendfärbungen mit ihren Pausen traten wieder in sein arbeitsames, mühsames Leben.

Es waren die neuen Zustände im Hause Krage, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen.

Eines Abends — der Alte und die beiden Frauen saßen jeder mit einer Arbeit beschäftigt da — trat Jens Rön mit einigen anderen Dünenbewohnern zur Tür herein.

„Guten Abend!“ sagte er und reichte die gekrümmten Knie, so gut es gehen wollte.

„Na, habt Ihr Euch heute abend mal hinausgewagt!“ antwortete der Alte.

„Ja, wir dachten, wir könnten mal einen Augenblick hier vorbeischaun, um uns die Zeit zu verkürzen.“

„Ich habe lange genug nach Dir ausgesehen, Jens!“ Anders blickte ihn fest an. „Seh Dich!“

„Gut!“ meinte Rön und schielte aus den Augenwinkeln hervor. Ein Gespräch kam nicht in Gang. Anders Krage sah schweigend da. Niels Walle blickte ihn lauernd an mit seinen lebhaften, kleinen Augen und Wads Kirz sah mit hängendem Munde da und hielt Maulaffen feil.

Endlich fragte Rön, ob Anders jetzt gut zufrieden sei mit der Stellung.

„Stellung!?“ fragte Anders barsch.

„Ja, so, so, hm, — im Ganzen genommen!“

„Jawohl, so im Ganzen genommen sehr gut, Jens.“ Um den Mund des Alten spielte ein leises Lächeln.

Wieder trat eine Pause ein.

Diesmal war es Niels Walle, der das Schweigen dadurch brach, daß er sich nach Jürgen erkundigte.

„Er und Sören Knal sind nach dem zur Versammlung gegangen. Er glaubt nämlich, daß — äh — daß es mit der Politik schlimm aussieht . . . und nach den Zeitungen zu urteilen, tut es das ja auch!“ setzte Anders wie zu sich selber hinzu und spuckte derbe aus.

Die Männer blickten einander an. „Die Politik!“ sagten sie. „Was meinst Du denn von unserer Politik?“ fragte Jens Rön.

„Ach, Ihr versteht ja davon nichts, alle miteinander!“ pöfete Anders, als lege er sie alle zusammen in einen Winkel.

Rön rümpfte die Nase, Kirz zog schnüffelnd die Luft ein, Walles Augenbrauen zogen sich zusammen, und der stille Peter endlich sah da und bewegte den Mund, als ob er laue.

„Nirgends geht Ihr hin, und Zeitungen haltet Ihr ja auch nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Untergang der deutschen Freiheit.

Eine vollständige soziale Gleichheit hat beim deutschen Volk, soweit wir dessen Geschichte kennen, eigentlich nie bestanden. Und folglich auch keine vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit aller Einzelnen. Denn die Ungleichheit besteht ja eben darin, daß der eine vom anderen abhängig ist. Schon in derjenigen Periode, die wir die germanische Urzeit nennen, weil weiter hinauf unsere Kenntnisse nicht reichen — es sind das die Jahrhunderte unmittelbar vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung — hat es Unfreie bei den Germanen gegeben. Allerdings waren das wahrscheinlich

Kriegsgefangene, also Stammesfremde. Aber auch die Stammesgenossen unter sich waren nicht völlig gleichberechtigt. Es gab ein, wenn auch nur sehr geringes Vorrecht einzelner Familien: nur deren Mitglieder wurden zu Häuptlingen gewählt.

Unseres Wissens war es nicht einmal ein eigentlicher Anspruch, den diese Familien hatten, sondern es war nur eine tatsächlich geübte Gewohnheit, daß man immer wieder auf Mitglieder derselben Familie zurückgriff. Zudem ragte die Stellung des Häuptlings wie des Königs nur wenig über die der übrigen Volksgenossen empor. Er führte z. B. den Vorsitz im Gericht, aber nur Vorsitzender war er, nicht Richter. Das Urteil fällte nicht er, sondern die umstehende Versammlung der Volksgenossen. Man darf somit annehmen, daß eine gewisse soziale Ungleichheit unter den Stammesgenossen damals eben erst im Entstehen begriffen war, und daß die große Masse der Germanen — soweit sie nicht in Kriegsgefangenschaft gerieten — wirklich frei und unabhängig war.

Tausend Jahre später ist die germanische Freiheit verschwunden. Das Mittelalter ist ja geradezu charakterisiert durch die Gebundenheit in der sozialen Verfassung; es gibt nur noch Herren und Knechte. — Wie ist das zugegangen?

Der Untergang der deutschen Freiheit erfolgte nach der Völkerverwanderung, in der Zeit der merowingischen und karolingischen Könige, d. h. mit runden Ziffern ungefähr in der Zeit zwischen dem Jahre 500 und dem Jahre 900.

Ein entscheidender Schritt war freilich schon vorher geschehen durch die Entstehung eines wirklichen Königtums mit tatsächlicher Herrschaftsgewalt. Wie bereits bemerkt, war der König der Urzeit kaum mehr als die übrigen Stammesgenossen. Nicht einmal im Kriege, denn zu kommandieren gab es noch nicht viel, der König ging einfach voran im Kampf. In den unaufhörlichen Kriegen der folgenden Jahrhunderte jedoch und besonders während der Völkerverwanderung entwickelte sich daraus ein wirkliches Kommando und aus ihm eine tatsächliche Macht und Hoheit des Königs.

Dieses Königtum hat aber der Freiheit der Volksgenossen nichts geschadet. Im Gegenteil, die Macht des Königs beruhte geradezu auf der Heeresgefolgschaft der freien Männer. Und der Untergang der deutschen Freiheit ging Hand in Hand mit dem Verfall des Königtums, zugunsten einer neu emporkommenden Klasse: der großen Grundbesitzer, des Adels.

Ein Adel hat in der germanischen Urzeit nicht existiert. Konservative Schriften behaupten zwar gern das Gegenteil und suchen die Meinung zu verbreiten, als ob es von jeher im Deutschen Volke einen Kern von besonders „edler“ Familien gegeben habe. Das ist aber einfach unwar. Nicht einmal diejenigen Familien der Urzeit, aus denen — wie oben erwähnt — stets die Könige gewählt wurden, kann man als adlig bezeichnen, denn nicht aus ihnen ist der spätere Adel hervorgegangen, vielmehr aus einem ganz anderen Keim.

Schon in der Urzeit hatten die Könige das Recht, sich eine bewehrte Leibwache zu halten. Dieses Recht behielten sie und erweiterten die merowingischen Könige; man nannte ihr Gefolge die „Antrustionen“. Das war nun nicht mehr bloß eine Leibwache, sondern das königliche Haus hatte jetzt einen viel größeren Betrieb und brauchte dazu eine ganze Anzahl von Beamten und Bedienten. Sie alle gehörten zu den Antrustionen, an deren Spitze als oberster Hofbeamter der sogenannte Hausmeier stand. (Meier aus dem lateinischen major entstanden, das „der Größere, der Obere, der Vorgesetzte“ bedeutete.) Bekanntlich waren die Karolinger ursprünglich Hausmeister der Merowinger und stiegen sie vom Throne. — Aus den Antrustionen ist der Adel hervorgegangen, und zwar dadurch, daß diese Gefolgsleute des Königs großen Grundbesitz erwarben. Das Gleiche gilt ferner auch für die Staatsbeamten, die für Zwecke der Staatsverwaltung unter der Bezeichnung „Grafen“ angestellt waren.

In der germanischen Urzeit gab es nicht nur keinen großen Grundbesitz, sondern überhaupt keinen Privatbesitz an Grund und Boden. Nach altgermanischer Vorstellung gehörte das Land dem ganzen Volke, d. h. allen Freien gemeinsam. Es wurde an sie zur Bebauung in sogenannten „Hufen“ ausgeteilt, aber so eifersüchtig wachte man über der Erhaltung des Gemeinbesitzes, daß man ursprünglich keinen dauernd im Besitz seiner Hufe ließ, sondern von Jahr zu Jahr eine neue Verteilung vornahm. Niemand besaß eine abgesonderte Feldmark oder eigene Grundstücke, sondern die Dbrigkeiten und Vorstände weisen jährlich den Sippen, die sich zusammenhalten, Feld an . . . und lassen sie im folgenden Jahre anderswohin ziehen.“ So berichtet Cäsar, der etwa 50 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung in Germanien war.

Und noch 150 Jahre später schreibt Tacitus: „Die Ländereien werden nach der Zahl der Bewohner von der Gesamtheit abwechselnd in Besitz genommen und dann unter die Einzelnen verteilt. . . . Alljährlich wechselt man mit dem Ackerlande.“ An dauernde Besitzergreifung war ja auch schon deshalb nicht zu denken, weil die Germanen damals von dauernder sesshaftigkeit weit entfernt waren. Sie lebten noch halb als Nomaden, und die unaufhörlichen Kriege, besonders in der Völkerverwanderung, wirbelten die einzelnen Stämme unablässig durcheinander, von der Ostseeküste bis nach Italien, nach Spanien, ja nach Afrika hinüber. Da zog man stets mit Weib und Kind, mit Rof und Wagen weiter, und dachte nicht daran, in die verlassenen Wohnstätten zurückzukehren.

Aus jenen fernen Tagen war in der Zeit der fränkischen Könige noch die Vorstellung lebendig geblieben, daß aller Grund und Boden dem Volke und in dessen Namen dem Könige gehöre. „Eigentum



oder wenigstens Obereigentum des Königs an Grund und Boden, **Kollektivwirtschaft**, ja kommunistische Ausnutzung seiner Kräfte durch die Untertanen das war, wenn auch keineswegs die Wirklichkeit, so doch das Ideal noch des frühesten fränkischen Staatslebens.“ So erzählt Professor Lamprecht in seiner „Deutschen Geschichte“.

Mit dem Ackerbau, der die dauernde Sehaftigkeit erforderte, hat sich dann, aber nur langsam, ganz allmählich und gegen starke Widerstände das Privateigentum an Grund und Boden durchgeiegt. Es erwuchs zuerst wirklich (wie die nationalökonomischen Theoretiker des 18. Jahrhunderts aus nur geringen Kenntnissen der geschichtlichen Tatsachen kombiniert haben) aus der eigenen Arbeit, die Produktivität des Ackerbaues selbst erforderte es, daß man das Land dem dauernd überließ, der es bearbeitete. Und dann auch als kein Eigentum, das er seinen Söhnen vererbte, die es ja mit ihm bearbeitet hatten. Wie schwer jedoch diese Neuerung sich durchsetzte, zeigt sich z. B. daran, daß ursprünglich nur die Söhne erben durften, nicht einmal die Enkel. Waren die Söhne vor dem Vater gestorben, so fiel das Land an die Gemeinde zurück. Lange, sehr lange dauerte es, bis auch das Erbrecht der Enkel und schließlich der Brüder des Verstorbenen Geltung fand.“)

Schon das Privateigentum an sich führte zu merklicher Ungleichheit des Grundbesitzes. War man erst so weit — im sechsten Jahrhundert — daß der Einzelne über sein Land frei verfügen konnte, so wurden die Anteile der einen größer, die der anderen kleiner. „Hufen wurden verkleinert“, sagt Lamprecht, „zerstückelt, abgerundet, vergrößert, bald gab es in allen Dörfern mehr und minder reiche Hüfner“. Weit nachhaltiger jedoch und folgenschwerer waren die Wirkungen, die sich aus der Entstehung des großen Grundbesitzes ergaben.

Mindestens alles unbefegte Land — und das war noch auf Jahrhunderte hinaus weit mehr als das besetzte — blieb nach germanischer Rechtsanschauung zur Verfügung des Königs. Außerdem galten die Könige als Rechtsnachfolger der römischen Kaiser. Es fiel ihnen also auch deren gewaltiger, aus Konfiskationen usw. entstandener Grundbesitz zu. Mit diesen ungeheuren Landstrecken konnten sie selbst kaum etwas anfangen. Sie teilten sie an solche Personen aus, deren Unterstützung sie sich sichern wollten. Man kann es nicht eigentliche Schenkungen nennen. Denn nach altgermanischem Recht war jede Schenkung widerruflich bei Undankbarkeit des Beschenkten. Das bedeutete also: das Land verblieb ihm, so lange er im Kriege und bei allen sonstigen Gelegenheiten dem Könige treu blieb; wurde er abtrünnig, so hatte er auch keinen Anspruch mehr an das Land.

Das war die ursprüngliche Rechtsidee. Aber tatsächlich haben die Dinge einen ganz anderen Verlauf genommen. Die also Beschenkten waren zumeist die Hofbeamten und die Staatsbedienten, d. h. die Mitglieder der Antrustionen und die Grafen. Es war das schließlich auch die einzige Art, wie man diese Beamten besolden konnte. Denn die Geldwirtschaft, die im römischen Reich hoch entwickelt gewesen, war wieder vollständig zurückgedrängt worden. Es herrschte im Frankenreich wieder die Naturalwirtschaft. Somit konnte man die Beamten nicht anders besolden, als indem man ihnen unmittelbar die Nutzung von Landgütern überließ. Und die Könige, wie gesagt, glaubten besonders Aug zu verfahren, wenn sie solchen Personen, deren Treue ihnen viel wert war, große Strecken Landes zuwiesen; denn um so größer war ja der Verlust, den diese im Fall der Abtrünnigkeit erleiden mußten.

Damit war der große Grundbesitz geschaffen; bald aber stellte sich heraus, daß die großen Besitzer ihr Land nicht mehr herausgaben, und daß der König auch nicht in der Lage war, es ihnen wieder abzunehmen. Das kam so.

Der große Grundbesitz brauchte zu seiner Bewirtschaftung als bald eine ganze Wirtschaftsorganisation, und mußte sie sich schaffen. Der Herr eines solchen Riesengutes konnte nicht daran denken, ihn in der alten Weise selbst zu bewirtschaften, er mußte sich dazu Leute besorgen. Das geschah in ähnlicher Form, wie er selbst das Land vom König erhalten hatte: er belieh kleinere Leute damit zu eigener Nutzung besetzten und als Entgelt dem Grundherrn gewisse Dienste und Abgaben leisten mußten. Weil es aber so viele waren, konnte der Grundherr nicht persönlich mit jedem in Verührung treten. „So stellte er für jede Gruppe benachbarter Leihbanern eine Empfangsstelle her; eine Hufe ward zu diesem Zweck einem seiner Diener, der nun meist den Namen Meier führte, übergeben; der nahm die Naturalleistungen ein und verrechnete sie dem Herrn, der beaufsichtigte die Leistung der Hufe und Erntefronden auf dem herrschaftlichen Hofgelände seines Bezirks. Ein Reg von Meiererei breitete sich unter der Zentralhilfe aus“ (Lamprecht). Dazu kamen bald noch andere Beamte der Grundherren, wie Jäger, Hirten, Wienenzüchter usw.

Damit war die Organisation des großen Grundbesitzes geschaffen. Und dieser konnte auf die Treue der kleinen Leute, die von ihm Teile seines Gutes zu Lehen hatten, viel sicherer zählen, als der König auf die Treue der Grundherren. Denn auch damals hieß es schon: Der Himmel ist hoch und der König ist weit. Der kleine Bauer verspürte die Macht des Grundherrn und seiner Beamten

stets unmittelbar in nächster Nähe. Was aber konnte der König gegen einen großen Grundherrn unternehmen, dem nimmehr die kriegerische Macht seiner Hinterlassen zur Verfügung stand! Das Heeresaufgebot des Königs stützte sich jetzt vornehmlich gerade auf die Mannichaffen, die ihm die großen Grundherren zuführten. Daneben verfügte er freilich noch über den Heerbann der Freien, aber der schmolz immer mehr zusammen, und zwar gerade infolge der Entwicklung des Großgrundbesitzes.

Ursprünglich mögen es wohl nur unfreie Leute gewesen sein, die sich von den großen Grundherren gegen Dienste und Abgaben mit Land belehnen (beleihen) ließen. Aber der Stand der kleinen freien Bauern, der daneben zunächst weiter existierte, kam dadurch in immer tiefere Bedrängnis. Die Vorrechte des Freien gegenüber dem Unfreien waren von uralter Zeit her der Heeresdienst und die Mitwirkung bei Gericht. Gerade das waren aber Verpflichtungen, die ihnen je länger, desto lästiger wurden, ja die sie auf die Dauer geradezu ruinieren mußten. Hören wir wieder Lamprecht: „Heeresaufgebote ergingen (allein unter Karl dem Großen) z. B. 778 nach Spanien, 788 gegen Tassilo von Bayern, 791 gegen die Awaren, 806 gegen die Slawen, 810 gegen die Dänen. Wie sollte ein einfacher Freier auch nur einem oder zweien dieser Gebote auf eigene Kosten nachkommen ohne schwere Schädigung seiner wirtschaftlichen Lage?“ — Dazu kam die Verpflichtung zur Rechtsprechung, die den Freien ebenfalls oft tagelang von Haus und Hof fern hielt, und die zu allem Ueberflus nicht einmal etwas auszurichten vermochte, sofern sie sich gegen die großen Grundherren wandte. Denn die hatten die Macht in Händen und dachten nicht daran, sich der Gerichtsbarkeit der kleinen Freien zu unterwerfen. Natürlich fanden sie auch juristische Vorwände dazu. Umgekehrt gegenüber ihren eigenen Hinterlassen; da lag eine gewisse Rücksicht im eigenen Interesse des Grundherrn, denn das waren ja schließlich die Leute, auf deren Hilfe seine Macht beruhte.

So mußten den Freien, die noch übrig geblieben, gerade die Vorrechte ihrer freien Stellung mit der Zeit immer mehr eine Last und Bürde werden. Den Unfreien ging es tatsächlich besser als ihnen. Wollten sie nicht zu Grunde gehen, so mußten sie nach einem Mittel suchen, sowohl den Wehrdienst auf eigene Kosten als auch die Pflicht der Rechtsprechung los zu werden. Sie fanden dieses Mittel, es war der Verzicht auf ihre Freiheit, der Eintritt in den Dienst der großen Grundherren, ihre Verschmelzung mit deren unfreien Hinterlassen zu einer neuen Klasse der sogenannten Grundholden. „Es ward gewöhnlich“, sagt Lamprecht, „daß Freie ihr Gütchen einem Grundherrn gegen Zinspflicht und Empfang grundherrlichen Landes zur Leihe auftrugen, um seines Eintretens gegenüber den Ansprüchen der Heeres- und Dingpflicht und der gerichtlichen Vollstreckungsgewalt gewiß zu sein.“

An den wirtschaftlichen Notwendigkeiten der damaligen Zeit ist somit die deutsche Freiheit untergegangen. Um ohne allzu große Sorgen leben zu können, mußten die Germanen die Vorrechte und Ehrenpflichten des freien Mannes gegen Abhängigkeit und Knechtschaft vertauschen.

## Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

**Menschenfresserei im alten Aegypten.** Es gilt unter den Anthropologen als eine ziemlich feststehende Tatsache, daß der Armenien Menschenfresserei getrieben hat, weil es für ihn zu schwer und gefährlich war, sich auf andere Weise mit Fleisch zu versorgen und daß darin wenigstens ein Grund gegeben ist, weshalb man so wenig Menschenreste aus der frühesten vorgeichtlichen Zeit findet. Je weiter die Forschung vordringt, desto mehr bestätigt sich diese Vermutung und der bekannte Aegyptologe Flinders Petrie stellt sich im Gegenzug zu seinem Fachgenossen Elliot Smith auf den Standpunkt, daß auch die alten Aegypter Menschenfresserei getrieben haben, und zwar nicht anders wie die Urbewohner von Italien und dem übrigen Europa oder etwa wie afrikanische Völker, wo eine solche Sitte noch heutigen Tages mit mancherlei Zeremonien verbrämt zu finden ist. Während Elliot Smith die Meinung vertritt, daß ein Grab, in dem einzeln durcheinanderliegende Knochen gefunden werden, eine Plünderung erfahren haben muß, hält es Petrie für unzweifelhaft, daß diese Verhältnisse auch an sicher unberührt gebliebenen Gräbern beobachtet werden können. Es sei auch gar nicht einzufehen, warum die alten Aegypter sich in diesem Punkt anders verhalten haben sollten als die übrigen Völker im Urzustande, zumal auch in den ägyptischen Riten und Sagen mancherlei Hinweis auf eine Menschenfresserei in früherer Zeit enthalten ist. Erst in diesem Jahre aber hat Petrie zwei Gräber in Aegypten aufgedeckt, nach deren Inhalt es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen kann, daß die Knochen zuerst von dem Fleisch befreit und dann einzeln in Leinen verpackt begraben wurden. Professor Petrie glaubt, daß das Ablösen des Fleisches von den Knochen bei den Urbewohnern Aegyptens zu den Begräbniszeremonien selbsthin gehört habe, denn die betreffenden Gräber enthielten die Reste von höchst angeesehenen Personen der dritten Dynastie, also einer Zeit, in der die Bevölkerung Aegyptens nicht mehr zu den Barbaren gerechnet werden konnte.